

GRETEL BERGMANN



»ICH WAR DIE GROSSE
JÜDISCHE HOFFNUNG«

ERINNERUNGEN EINER
AUSSERGEWÖHNLICHEN
SPORTLERIN

Aus dem Amerikanischen
von Irmgard Hölscher

2. erweiterte Auflage

INHALT

- 7 Thomas Schnabel, Stuttgart
Grußwort zur zweiten Auflage
- 13 Walther Tröger, Frankfurt am Main
Vorwort zur zweiten Auflage
- 19 Thomas Schnabel, Stuttgart
Grußwort zur ersten Auflage 2003
- 25 Anna-Ruth Löwenbrück, Stuttgart
Vorwort zur ersten Auflage 2003
- 35 Gretel Bergmann, New York
»Ich war die große jüdische Hoffnung«
Erinnerungen einer außergewöhnlichen Sportlerin
- 37 Prolog
- 37 Kapitel 1 bis 37
- 351 Epilog 1
- 365 Epilog 2
- 375 Roland Ray, Laupheim
Interview mit Gretel Bergmann zum 100. Geburtstag
- 385 Orts- und Personenregister
- 390 Bildnachweis
- 391 Dank

PROLOG

Es war einmal ein kleiner Ort in Süddeutschland, wo die Menschen friedlich und harmonisch, in Freundschaft und Vertrauen zusammenlebten. Aber dann zogen dunkle Wolken auf. Und als die Wolken diesen friedlichen Ort erreichten, war vielen seiner Bewohner eine glückliche Zukunft für immer versagt.

1

Mit Freunden und Verwandten stehe ich im grellen Licht der Scheinwerfer in der Residenz des deutschen Generalkonsuls in New York, Herrn Hartmut Schultze-Boysen, der mir in wenigen Minuten die Ehrenmedaille des deutschen Leichtathletikverbands überreichen soll. Meine Gedanken überschlagen sich: Warum bin ich hier? Warum nehme ich eine Ehrung an von Menschen, die mir so viel Leid zugefügt haben? Warum hat es fast ein halbes Jahrhundert gedauert, bis sie öffentlich zugeben, mir Unrecht getan zu haben?

Aber ich weiß es ja. Mit einer Weigerung hätte ich den mir bis dahin völlig unbekanntem Deutschen verletzt, der die Ehrung in die Wege geleitet hatte. Auch deutsche Zeitungen hatten berichtet, dass man mich 1980 in die jüdische »Hall of Fame« des Sports in Los Angeles aufgenommen hatte. So erfuhr der Mann, der mein Freund wurde, auf wie

schändliche Weise mich die Nazis als Köder benutzt hatten. Der begeisterte Sportfan wurde mit jeder neuen Information wütender. Er schrieb mir: »Deutschland ist Ihnen etwas schuldig« und arbeitete unermüdlich daran, die Auszeichnung möglich zu machen.

Und nun stehe ich hier, ganz verwirrt, und warte auf den Konsul. Äußerlich bin ich gelassen, aber im Innern toben die wiedererwachten Erinnerungen, bis mir schwindelig wird. Deutschen Boden werde ich nie mehr betreten, das steht fest, aber ich hasse auch nicht mehr alles, was deutsch ist. Warum also versteifen sich meine Schultern beim Betreten des Konsulats, und warum muss ich an einen Hund denken, einen Hund, dessen Nackenhaare sich sträuben, weil er Gefahr wittert?

Der Festakt beginnt. In beredten Worten schildert der Konsul, wie schändlich man mich behandelt hat, und erinnert an die beklagenswerten Aspekte der deutschen Vergangenheit. Ich weiß, dass er es ehrlich meint; die Nazis haben seinen Bruder ermordet, der im Widerstand aktiv war.²

Jetzt bin ich an der Reihe. Ich hatte mir vorgenommen, bei der Entgegennahme der Auszeichnung rücksichtslos offen zu sein, so unfreundlich das auch wirken mochte. Es ist nie zu spät, sich um Wiedergutmachung zu bemühen, sage ich, aber ich werde niemals vergessen und vergeben, und keine Auszeichnung kann die leidvollen Jahre ungeschehen machen, die ich erdulden musste.

Der anschließende Sektempfang passt: Ich hasse Sekt, und ich hasse mich selbst, weil ich bei dieser Veranstaltung ein leises Gefühl des Stolzes nicht leugnen kann.

Doch das Hochgefühl verfliegt rasch. Als ich die Medaille zu meinen anderen Auszeichnungen lege, ist sie bloß ein Stück kaltes Metall. Gleichzeitig zwingt das Erlebnis aber die Erinnerung an die erbärmliche Episode herbei, und in dieser Nacht kehrt der hässliche Albtraum wieder, der mich all die Jahre gequält hat. Es ist immer derselbe peinigende, schreckliche Traum: Ich stehe im Berliner Olympiastadion und warte

2

Historiker dürften zweifellos das Jahr 1914 anders bewerten als ich. Je nach dem Standpunkt des Betrachters war es entweder das Jahr, in dem der Erste Weltkrieg begann und ich geboren wurde, oder aber das Jahr, in dem ich geboren wurde und der Erste Weltkrieg begann. Wer an den Slogan glaubte, nach diesem Krieg seien keine Kriege mehr möglich, sollte bitterlich enttäuscht werden.

Ich glaube nicht, dass meine Mutter über diesen Aspekt des Jahres 1914 allzu viel nachgedacht hat, aber aus ihrer Sicht kam die Enttäuschung, die sie erlebte, durchaus einer nationalen Katastrophe gleich. Die gehorsame kleine Tochter, die sie erhofft und die sie sich in Rüschenkleidchen vorgestellt hatte, entpuppte sich als Wildfang, der lieber auf Bäume kletterte als sich so zu benehmen, wie es von niedlichen kleinen Mädchen erwartet wurde.

Da wir ziemlich weit weg von der Front waren, kann ich mich an die Kriegsjahre nur vage erinnern. Von eventuellen Lebensmittelrationierungen hätte ich sowieso nichts gemerkt; ich gehörte zu den Kindern, die so gut wie nichts essen. Nach damaligem Verständnis verstieß das gegen das ungeschriebene Gesetz, dass Nahrung nicht verschwendet werden durfte: Was auf den Teller kam, musste aufgegessen werden! Ich sehe mich immer noch scheinbar endlos lange im Esszimmer am Tisch sitzen, wo mich meine Mutter oder die Haushälterin hartnäckig zu überreden versuchte, noch einen weiteren Löffel zu mir zu nehmen. Ich erinnere mich auch an die Abwesenheit meines Vaters, der Soldat war, und an ein Ereignis, das den Krieg plötzlich nahe rücken ließ. Ich

war mit meinem zweieinhalb Jahre älteren Bruder Rudolph und der Haushälterin auf einer staubigen Landstraße unterwegs, um Eier auf einem nahe gelegenen Bauernhof zu kaufen, als ein kleines Flugzeug über uns hinwegflog. Auf Befehl der Haushälterin sprangen wir in einen Graben und mussten dort noch liegen bleiben, auch als das Flugzeug schon verschwunden war. Wir waren damals zu jung, um argumentieren zu können, dass kein Feind die Bombardierung eines so unbedeutenden Ortes wie Laupheim in Erwägung ziehen würde, dessen wichtigste Angriffsziele die vor den Bauernhöfen am Stadtrand aufgetürmten Misthaufen waren. Diese Misthaufen waren für die Bauern übrigens ein Statussymbol, nicht anders als der Rolls-Royce, der Hermelinmantel oder das aufwändige Landhaus für reiche Stadtbewohner. Je höher der Haufen, desto wohlhabender sein Besitzer.

An mehr kann ich mich bis zur Rückkehr meines Vaters aus dem Krieg nicht erinnern. Vielleicht weckte das beruhigende Gefühl, dass die Familie wieder vollständig war, meine Sinne. Jedenfalls wurde ich mir von da an des Daseins mit all seinen Freuden und Leiden zunehmend bewusster.

Die bemerkenswerte Fähigkeit meines Vaters, alles Unangenehme hinter sich zu lassen und stets auf die Zukunft zu vertrauen, dürfte wesentlich zu meiner ausgesprochen positiven Lebenseinstellung beigetragen haben. Über seine Rolle im Krieg sprach er nie, genauso wenig wie später über seine Erfahrungen im Konzentrationslager Dachau. Psychiater würden wohl bestreiten, dass die Ausblendung traumatischer Ereignisse auch Vorteile haben kann, aber da, wie ich glaube, mein Vater das stabilisierendste Element in meinem Leben war, wird seine Methode zur Überwindung von Widrigkeiten wohl nicht schlechter gewesen sein als andere.

Meine Mutter dagegen sah immer nur das Negative. Als jüngste von fünf Geschwistern hielt sie sich für ein hässliches Entlein. Vermutlich war sie deshalb so schrecklich schüchtern. Sie nutzte ihre vielen guten